



Eins Und Sein der 55. Newsletter im September 2012

Liebe Freunde und Interessenten,

neulich, als wieder einmal alles wie von selber an seinen Platz gefallen und diese Stille eingetreten war, in der nichts den Tanz der Dinge hindert, erinnerte ich mich an eine Griechisch-Schulstunde damals im Gymnasium. Unser Lehrer, er hieß Haas, erklärte gerade, dass die alten Griechen zwei unterschiedliche Begriffe für die Zeit hatten.

Einmal Chronos, nämlich den Gott der ständig verstreichenden Zeit, und eben den Gott Kairos, womit sie den richtigen Augenblick meinten. Diesen einzig günstigen Moment für Entscheidungen, der, ergreift man ihn nicht beim Schopf, verpasst ist und in dieser Gestalt nicht wieder kommt.

Ich war damals 14 Jahre alt und interessierte mich weit mehr für Fußball und das Basteln an Flugzeugmodellen als für das Altgriechische, doch die Sache mit dem Kairos flitzte wie ein Blitz in mich hinein. Ich erlebte einen Augenblick von Weite, Vertrauen und Stille. Ich weiß noch, es war Sommer, und an der Wand über der Tafel befand sich dieser dunkle Fleck, den eine dort zerplatzte Mandarine hinterlassen hatte – Gegenstand tagelanger Suche nach dem Täter (ich war´s nicht...).

Ich saß an diesem Sommertag auf meinem Stuhl im Klassenzimmer und wünschte, dass sich in meinem Leben die richtigen Augenblicke immer so zeigen würden, dass ich sie erwischen konnte.

Und vergaß dann das Ganze wieder für sehr lange Zeit.

Warum vergaß ich es?

Weil ich wie alle Kinder zu der Anschauung erzogen war, dass Zukunft wichtiger ist als Gegenwart. Als Zweijährige bewunderten wir die Dreijährigen, weil sie schon in den Kindergarten durften, als Fünfjährige die Erstklässler, als Drittklässler die Gymnasiasten. Wir wollten »groß« sein, denn klein zu sein war nicht genug. Und wir warteten darauf, endlich »groß« zu sein. Dieser Drang, »groß« zu werden, ist ja ursprünglich voller Schönheit und Kraft.

Doch dieser uns von der Natur geschenkten Fähigkeit, zu wachsen und uns in Freiheit und Liebe entfalten zu wollen, wird früh der Schatten aufgeprägt, dass nicht ausreicht, was jetzt da ist, und dass unser Wert als Menschen abhängig ist von immer besseren Leistungen. Ohne Leistung keine Liebe. Ohne Perfektion kein Selbstwert. Träume nicht, denke an das Morgen. Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Ein Vater mahnte seinen Sohn: »Jede Sekunde, die du nicht nutzt, kommt niemals wieder, ist verloren«. Der Sohn saß an seinem Schreibtisch, schaute auf die zur Konfirmation geschenkte Uhr, sah die Sekunden verstreichen und erschrak: Hatte er schon wieder eine Minute seines Lebens nutzlos verbraucht?

Abendsonne auf Gewitterwolken

Chronos, der griechische Gott der verstreichenden Zeit, ist in unseren Tagen zum Allesbeherrscher geworden. Kairos hingegen ist fast vergessen. Doch was bedeutet Chronos im Alltag, woran erkennt man seine Herrschaft? Er ist allgegenwärtig, kaum jemand, der ihm nicht opfert.

Wir dienen ihm, indem wir nur noch nach der Uhr leben und dadurch nie Zeit haben. Indem wir einer ganz bestimmten Vorstellung von Glück und Erfolg nachrennen und darum das Glück so oft nicht erkennen.

Chronos herrscht, wenn wir unseren Kindern die Kindheit stehlen, indem wir sie schon im Kindergarten Fremdsprachen und Mathematik lernen lassen, damit sie »später mal etwas werden«. (Anstatt ihre Kreativität und Entdeckerlust zu fördern.)

Er herrscht in den Grundschulen, wo Zehnjährige über schlechte Noten weinen, weil sie Angst haben, dass ihnen das Gymnasium verschlossen bleibt. Er herrscht in

den Büros und Werkhallen und bestimmt sogar die sogenannte Freizeit, wenn wir sie bis zum Rand mit Aktivitäten vollstopfen.

Chronos ist stets dort dabei, wo wir uns selber zuviel vornehmen und von anderen zuviel verlangen. Chronos dienen bedeutet Hektik, weil wir in Gedanken immer schon in der Zukunft sind und so die Gegenwart versäumen. Zeit ist Geld, man lebt, um zu arbeiten, ständig muss etwas entschieden werden, und zwar »richtig« – das wurde uns beigebracht.

Chronos als Wartestand

Chronos unterworfen zu sein hat aber auch noch eine andere Seite: das Warten. Warten auf das Bessere, auf das, was irgendwann endlich Erfüllung und Erlösung von allen Sorgen bringen soll – wenn alle Entscheidungen richtig getroffen wurden.

Jemand sagte einmal, er könne eine neue Liebesbeziehung erst eingehen, wenn er alle, er nannte sie »Altlasten«, aufgearbeitet



haben. Dafür eilt er von einem Seminar zum nächsten, über 50 hat er schon absolviert.

Ein anderer berichtete, er habe alles vorbereitet, nämlich das Haus gebaut und eingerichtet, den Garten angelegt, das Auto gekauft. Nun sei er bereit, eine Frau kennen zu lernen, die bei ihm einziehe. Beide sind rastlos tätig und warten noch heute auf eine Beziehung.

Wieder ein anderer erzählte mir von seinem Traum, den er sich jedoch erst nach der Pensionierung erfüllen könne, nämlich mit der Staffelei in die Natur zu gehen und Bilder zu malen. Leider starb er Jahre vor seiner Pensionierung am Herzinfarkt.

Warten unter der Herrschaft von Chronos bedeutet ja keineswegs Untätigkeit. Dieses Warten ist im Gegenteil meist mit Rastlosigkeit und Ungeduld verbunden, zu ihm gehören Gefühle von Ohnmacht, von Ungenügen. Treffend finde ich den Begriff »rasender Stillstand«, den Kritiker des

Sightseeing mit den iPad

Zeitgeistes geprägt haben: Im rasenden Stillstand irgendwie an das Ziel kommen wollen und es doch niemals erreichen. Bertolt Brecht hat das in seinem Lied von der Unzulänglichkeit menschlichen Strebens auf den Punkt gebracht: alle rennen nach dem Glück, das Glück rennt hinterher.

Kairos und Chronos

Kairos ist nun nicht einfach der gute Genspieler von Chronos, und Chronos nicht einfach der böse Gott. Die unablässig vergehende Zeit ist Bedingtheit unserer Existenz. Sich gegen sie wehren zu wollen, wäre ebenso aussichtslos wie naiv. So wie es naiv wäre, im Alltag Notwendiges immer wieder zu verschieben, um auf diese Weise Zeit zu gewinnen.

Nur haben wir unser Dasein dem Chronos so ausgeliefert, das Leben nach der Uhr so sehr verinnerlicht, dass wir selbst dann fragen, was als nächstes zu erledigen ist, wenn wir in die erfüllteste Gegenwart eintauchen könnten. Oder wir zerstören die Gegenwart, indem wir vergleichen. Ich saß einmal mit

jemandem auf einer Bergwiese, als die Sonne unterging und die Berge in dieses wunderbare Abendrot getaucht wurden. Da fing mein Begleiter an, von anderen Sonnenuntergängen zu berichten, die er früher gesehen hatte.

Auch Kairos, der richtige Augenblick, ereignet sich in der verstreichenden Zeit. Ihn am Schopf packen zu können setzt aber voraus, dass wir zur verstreichenden Zeit, zu Chronos, eine andere Beziehung finden.

Aber wie? Indem wir zuerst ein Bewusstsein dafür entwickeln, wie wir uns von Chronos beherrschen lassen.

Es gibt Warnsignale, zum Beispiel: Haben wir Angst, falsche Entscheidungen zu treffen? Ein bestimmtes Ziel nicht zu erreichen? Mahlt ein innerer Polizist ständig bedrohliche Szenarien an die Wand? Setzen wir Erfolg mit Glück gleich? Fällt es uns schwer, mit uns allein zu sein? Müssen wir uns ständig ablenken? Müssen wir dauern etwas tun? Oder, der andere Pol, schieben wir ständig Dinge, die getan werden müssen, vor uns her? Die Aufzählung kann jeder für sich erweitern.

Nochmals Bertolt Brecht

Der vollständige Vers aus dem »Lied von der Unzulänglichkeit menschlichen Strebens« lautet:

*Ja renn nur nach dem Glück
Doch renne nicht zu sehr!
Denn alle rennen nach dem Glück
Das Glück rennt hinterher.
Denn für dieses Leben
ist der Mensch nicht anspruchslos genug
drum ist all sein Streben
nur ein Selbstbetrug.*

Ein witziger und kluger Text. Er deutet knapp und klar auf jenes Verhalten, das uns an die Uhr ausliefert: Wir rennen zu sehr, sind zu anspruchsvoll, und das ganze anspruchsvolle Gerenne gilt einem in der Zukunft vermuteten Glück. Man versäumt so das Leben. Das Glück rennt derweil hinterher. Man kann es rufen hören: »Halt,

halt, ich liege doch nicht in der Zukunft, sondern bin hier, in der Gegenwart, warum seht ihr mich nicht? Warum lauft ihr vor mir davon?«

Wie dem Glück geht es auch Kairos, dem richtigen Augenblick. Er kann sich erst zeigen, wenn wir ein Ja zur Gegenwart finden, anstatt unter ständigem Entscheidungsdruck einer Zukunft nachzujagen, die wir nicht kennen können. Niemand kennt die Zukunft.

Das Ja zur Gegenwart

folgt auf das Ja zu einem selbst. Dieses ist Voraussetzung. Es resultiert aus dem Erfahren der eigenen Essenz und befreit vom ständigen Kreisen um den eigenen Nabel. Wir sind nicht länger damit beschäftigt, am Selbstbild zu reparieren, uns vor uns selber und anderen zu rechtfertigen und unsere Lebenskraft in Zukunftshoffnungen oder -ängsten zu verbrauchen. Die verstreichende Zeit verliert ihre Schrecken, wir sind offen, den richtigen Augenblick zu erkennen – und merken plötzlich, dass es den einmaligen und einzig wichtigen, richtigen Augenblick für Entscheidungen in Wirklichkeit gar nicht gibt! Er hat sich im Strom des erfüllten Lebens aufgelöst in eine Vielzahl von Gelegenheiten im Alltag, wo sich immer wieder neue Wege und Möglichkeiten

Der Zeitforscher Karlheinz Geißler:

Unsere Gesellschaft belohnt diejenigen, die gegen ihre Zeitnatur leben. Dazu zählen Überstunden, die Abschaffung von Pausen, die Verkürzung des Schlafs, die Überbeanspruchung der Aufmerksamkeit. Das geht häufig nur mit einer Steigerung des Kaffee- und Medikamentenkonsums. Dies jedoch bleibt nicht ohne Folgen, zu denen dann auch jene Komplikation gehört, für die wir heute den Verlegenheitsbegriff »Burnout« bereithalten.



öffnen und wir mit Herz und Verstand wählen. Und zwar wählen in dem Vertrauen, dass jede Wahl eine andere Facette des Lebens enthüllt, und dass Leben selbst ständige Veränderung ist. Wer auf den Strom des Lebens vertrauen gelernt hat weiß, dass er nichts versäumt, dass nichts verloren ist. Er lebt im Sein, und Kairos kehrt für ihn in wechselnder Gestalt immer wieder, jeden Tag.

Planen

Mit dem Strom des Lebens schwimmen bedeutet nun keineswegs, sich bloß treiben lassen. Wir brauchen Pläne, wir brauchen Ziele. Nur können wir sie auf eine andere Weise verfolgen: kein allein auf das Ziel gerichteter Tunnelblick, sondern Achtsamkeit und Präsenz im Hier und Heute für den Weg. Und zwar in dem Wissen, dass sich Ziele ändern dürfen.

Ich habe noch keinen Menschen getroffen, dessen ursprüngliche Pläne sich genau wie geplant verwirklicht hätten. Zwar sind mir manche begegnet, die ihre Pläne auf sehr rigide Weise verfolgten – doch die waren nicht wirklich glücklich, sondern mehr

getrieben von der Angst zu scheitern und der Suche nach einer Sicherheit, die es im Leben eben auch nicht geben kann. Nichts ist sicher.

Unter den lebensklugen und herzoffenen Menschen, die ich traf, hatten viele erlebt, was man Brüche in der Biografie nennt. Verluste, das Scheitern von Plänen und Sackgassen hatten sie in der Lebensgegenwart ankommen lassen und sie für den Strom des erfüllten Lebens geöffnet. Eine Teilnehmerin sagte mir einmal:

»Es klingt in manchen Ohren vielleicht verrückt, aber im Nachhinein bin ich geradezu dankbar, dass meine frühere Lebensplanung durch die Ereignisse völlig über den Haufen geworfen wurde. Zuerst war ich entsetzt, als mir privat und beruflich die Felle davon schwammen. Doch nach ein paar Monaten der Orientierungslosigkeit merkte ich, dass sich Türen in Bereiche öffneten, von denen ich früher nicht zu träumen gewagt hätte. Was ich jetzt erlebe, fühlt sich an wie nach Hause kommen, und jeder Tag ist neu.«

Wartestand



Die folgende Geschichte

handelt von einem Mann, der stur an seinem Anspruch festhielt, sich allein von Gott persönlich aus der Not retten zu lassen. Weswegen er in kurzer Zeit dreimal Kairos verpasste:

Ein Mann überquerte einen Fluss in einem Boot, als der Fluss durch den Monsunregen plötzlich answoll. Da kenterte sein Boot und er trieb in der reißenden Strömung.

Ein anderes Boot kam daher, und der Kapitän dieses Bootes rief: »Komm herüber in dieses Boot und beeile dich, sonst wirst du ertrinken.« Der Mann erwiderte: »Ich glaube an Gott, er wird mich retten.«

Die Flut stieg weiter. Noch ein Boot kam daher, und der Kapitän auch dieses Bootes rief: »Los, komm herüber in unser Boot und beeile dich, sonst wirst du bald ertrinken.« Doch der Mann erwiderte wieder: »Ich glaube an Gott, er wird mich retten.«

Die Flut stieg noch höher. Ein drittes Boot ruderte herbei, und der Kapitän auch dieses Bootes drängte: »Komm zu uns und mach schnell, du wirst sonst gewiss gleich in den Strudeln ertrinken.«

Aber der Mann gab neuerlich zurück: »Ich glaube an Gott, er wird mich retten.«

Die Flut stieg noch ein Stück höher, und der Mann ertrank tatsächlich. Er beschwerte sich heftig bei Gott: »Ich habe an dich geglaubt, doch du bist ohne Herz – warum hast du mich nicht gerettet?«

Gott erwiderte: Wer glaubst du wohl, waren die drei Kapitäne, die dich retten wollten?

Einen friedlichen Herbst wünscht
Burkhardt

Die Seins-Woche

Diese stille und intensive Meditationswoche ist offen für die Teilnehmer der Trainingsjahre sowie nach Rücksprache auch für Teilnehmer aus anderen Projekten, vorausgesetzt, sie bringen Meditationserfahrung mit und die Bereitschaft für Begegnung und Stille.

Für eine Woche ziehen wir uns auf uns selber zurück in eine Struktur aus Retreat und Begegnung, aus Alltag und Stille, aus Energiearbeit und Heilung. Dies alles dient der Erfahrung von Nicht-Tun, von Loslassen in das Sein hinein, dem Freilegen von Essenz. Denn Leben ist nur wirklich in diesem Augenblick. Und dieser Augenblick ist in jedem Augenblick neu.

Worauf kommt es also an? Auf die Antworten aus unserer innersten Freiheit, auf unsere Spontaneität und die natürliche Kreativität.

Tao:

no miracle bigger
than the no-miracle,

no secret deeper
than the no-secret.

Don't teach the Tao
how to Tao -

Tao is like an innocent child
penetrating the clouds of the knower

*Die nächste Seinswoche findet
statt vom 24. bis 30. September 2012
auf dem Balzenberg*

Dhyan Mara schreibt für diesen Newsletter

Spätsommer! Ich liebe diese Jahreszeit. Am Morgen ist es kühl und frisch, und erst mit dem Aufgehen der Sonne kommt die Wärme. Ich kann meinen Kaffee draußen am Tisch trinken und fühlen wie der Tag beginnt, wie er wärmer wird. Hinterm Haus hebe ich dann ein paar Falläpfel auf zum Frühstück. Jeden Tag gehe ich in den Garten, Kartoffeln graben, und gestern hatten wir ein kleines »Ernteessen« mit unserer Balzenbergfamilie. Reibekuchen, bzw. Kartoffelpuffer mit Apfelmus, alles eigene Ernte. Die Fliegen nerven ein wenig, die jetzt auch alle rein wollen, weil es kalt wird draußen, und auch die Mäuse wollen ins Haus. Ich muss die Fallen im Keller täglich kontrollieren und auch leeren. Mein Nachbar hat seinen ersten Jagderfolg vor ein paar Tagen nach Hause gebracht und ist jetzt dabei, das Hirschkalb zu zerlegen und in Mahlzeiten gerechte Portionen zu verpacken. Im Wald riecht es nach Pilzen, nur leider finde ich keine. Vielleicht ist es auch schon Herbst. Die Schildkröten von Leuenbergers, unsere Nachbarn vom »Rösli« jedenfalls beginnen schon zu »lochen«, was wohl so viel bedeutet wie: Sie vergraben sich für den Winter.

Postkonto Verein Eins und Sein,
Balzenberg
3762 Erlenbach im Simmental,
Postfinance 90-720215-8
IBAN: CH32 0900 0000 9072 0215 8
BIC POFICHBEXXX
mit dem Vermerk »Neubau«

Wieder ist eine großzügige Spende eingetroffen, bei allen Spendern bedanken wir uns ganz herzlich!

Ach, wie bin ich doch gerne hier! Seit vier Jahren nun lebe ich am Balzenberg. Zu Anfang wurde ich oft gefragt, wie lange ich das denn machen wolle, ein oder zwei Jahre? Und ob ich schon wisse, was danach komme? Ich weiß noch genau, wie ich damals die Frage gar nicht verstand.

Vor nun bald fünf Jahren habe ich mich entschieden in die Schweiz zu gehen, um für Burkhardt ein Gästehaus zu führen. Ich wollte keine Auszeit, keine »Experience«, wie man das heut so macht, ich wollte weder ausbrechen noch aufbrechen, ich wollte weiter gehen.

Irgendwann, bei einem Spaziergang mit einer Freundin ist mir klar geworden, was ich dem Leben zu schenken habe, was ich von Herzen gerne tun will, was mein Talent ist: Ich möchte Menschen versorgen. Seit ich mir Gedanken gemacht habe über meine Zukunft, meine Berufswahl, meine Ziele im Leben, hatte ich immer den Traum von einem Café, Restaurant, einer Herberge oder Pommestube. Ich war sechzehn, als ich mir das zum ersten Mal konkret ausgemalt habe, und Anfang vierzig als ich den Schritt tat. Die Entscheidung fiel mir zunächst nicht so leicht, obwohl sie eigentlich klar war, schon getroffen bevor ich all meine Bedenken durchdacht hatte.

Nach meinem ersten Besuch am Balzenberg zum ersten Sommerfest hier hatte ich schon reiflich hin und her überlegt. In vielen Gesprächen mit Goykand und allen anderen Freunden hier hatte ich eine Art Stellenbeschreibung abgegeben, mir Gedanken gemacht unter welchen Bedingungen irgendwer diese Arbeit hier machen könnte. Wieder zu Hause habe ich aber schnell eingesehen, dass eben die Kinder doch noch nicht ganz aus dem Gröbsten sind und nach einer Trennung von Vater und Mutter auch nicht mit einer weiteren großen Veränderung belastet werden sollten. Dann bekam ich einen Anruf aus der Schweiz; Zur Herbstgruppe fehlte jemand für die

Hausleitung, eine Köchin wäre da, ob ich nicht einspringen könnte.

Ich fand die Idee super, war es doch für mich wie eine Art Praktikum. Und meine Kinder ja auch groß genug, dass sie mal eine Woche ohne mich zurecht kommen konnten. So kaufte ich mir also ein Zugticket und fuhr nach Erlenbach im Simmental. Klaus holte mich vom Zug ab, zeigte mir alles und ich begann, das Haus zu putzen, die Betten zu beziehen und war so erfüllt, zufrieden und einfach im Glück: Ich war am rechten Fleck.

Und dann kamen die Bedenken. Es geht ja nicht, wegen der Kinder. Und die Chöre, die ich leitete; mein Vokal-Quartett mit dem wir gerade sehr erfolgreich wurden. Mein gesamter Freundeskreis, meine Hausgemeinschaft, die Familie, und, und, und... Am letzten Gruppenabend saß ich also weinend und tief verzweifelt am Tisch und wusste nicht ein noch aus. Da raunte hinter mir eine Stimme: »Nicht verzweifeln.« Burkhardt stand hinter mir, und ich riss mich sofort zusammen, schluckte die Tränen runter und putzte mir die Nase. Ein paar Minuten konnte ich mich so halten, dann liefen die Tränen wieder und mir drehte sich der Kopf. Diesmal sprach



Burkhardt mich quer über den Tisch an, alle konnten es hören, die Worte waren die gleichen: »Nicht verzweifeln.« Da begann ich zu überlegen, wie das eigentlich geht? Wie verzweifelt man nicht und: Was ist das eigentlich: Verzweiflung.

Und ich stellte fest, dass ich mich vor einer Entscheidung drücken wollte, nämlich lieber ein armes Opfer der widrigen Umstände sein, als eine klare Entscheidung zu treffen, für die ich dann auch die Verantwortung übernehmen müsste.

Und ich schaffte es dann auch irgendwie, mir die Frage, Balzenberg ja oder nein, zu stellen ohne mich von den zweifelsohne langen Rattenschwänzen beeindrucken zu lassen. Und die Antwort war sofort da und klar und eindeutig: Ja, ich will auf den Balzenberg, will dort für Burkhardt die Hausleitung machen und diesen Platz zu einem Heim für alle, die da kommen wollen.

Nun tat sich dieser Wechsel, Umzug mit allem was dazu gehört nicht von alleine und easy. Nein, es kamen viele Abschiede und viel Arbeit auf mich zu. Viel Traurigkeit, Angst, Zuversicht, Neugier, Freude, Müdigkeit, Ratlosigkeit, Unsicherheit, Mut. Und dem allen konnte ich gut begegnen, weil ich eine Entscheidung für mein Leben getroffen hatte und ich all das als Erfahrungen nehmen konnte, wertfrei, einfach gelebtes Leben.

Und es weiter so nehme. Vielleicht bekommen wir einen frühen Winter, wenn wir auf die Schildkröten und Mäuse vertrauen. Dann werde ich mich wohl um genug Feuerholz ums Haus kümmern.

Herzliche Grüße
Dhyan Mara

Jochen Matthäus schreibt für diesen Newsletter

Liebe Freunde,

»Wir haben keine Zeit, es schnell zu machen.« Diesen Satz habe ich vor bald zwei Monaten gehört und bin sogleich daran hängen geblieben. Woher er genau kommt, konnte ich trotz Recherchen nicht herausfinden. Er fällt mir aber seither etwa alle zwei Tage wieder ein, und dann studiere ich ein wenig daran herum, warum er mich so fasziniert und welche Zusammenhänge aus meinem Alltag mir dazu einfallen.

Meine Gitarre fällt mir dabei ein, die zuoberst in unserer Wohnung auf einem Regal liegt. Es ist ein edles Instrument, das ich mir mit siebzehn Jahren als erste große Anschaffung in meinem Leben zusammengespart hatte. Ich erinnere mich gut an meine Faszination jeden Tag, wenn ich sie in die Hand nahm. Auch kommt mir in den Sinn, wie ich auf der Suche nach einem eigenen Instrument damals in der Werkstatt dieses Gitarrenbauers am Murtensee gelandet bin.

Dort habe ich ihm einen Tag lang in seiner kleinen Bude zugeschaut, in der es

nach Holz, Harz, Leim und Lack roch. Er hat mir erzählt, wie er zu verschiedenen Gitarrenbauern in Andalusien gereist war, um das Handwerk zu lernen, wie er dann selber begonnen hat auszuprobieren, welche Veränderungen in der Klangfarbe es gibt, je nachdem wie er das Holz bearbeitet – und dass er mit dem Förster im Jura jeweils durch den Wald geht, um für das Holz der Instrumentendecke eine spezielle Tanne auszuwählen. Wenn jedoch genug Wind aufkam über dem Murtensee, dann ließ er alles stehen und liegen und ging surfen. So baute er in einem Monat in der Regel auch nie mehr als eine Gitarre, meine trägt die Nummer einundfünfzig. Auch sein Lohn bestand eher in der eigenen Begeisterung an seiner Arbeit als im Lebens Einkommen für die Familie – seine Frau ging nebenher als Krankenschwester arbeiten.

Jetzt in den Sommermonaten liegt eine dicke Staubschicht auf dem Gitarrenkoffer. Zu lange hell ist es am Abend, und ich habe schon eine Zeit lang nicht die Muße gefunden, mich in die Zauberwelt der Musik zu vertiefen. So tönt die Gitarre auch erst einmal ziemlich verstimmt, als ich sie heute aus dem Samtpolster heraushebe.

Nun braucht es ein paar Drehungen an den Wirbeln aus Perlmutter. Vor allem aber muss ich dabei selber für einen Moment ganz zur Ruhe kommen, um die richtigen Schwingungen herauszuhören und so die Stimmung herzustellen. Dies mache ich mit Flagolettönen, bei denen man die Saite nur durch leichten Fingeraufsatz unterteilt, so dass immer noch die ganze Saite schwingt und dabei gleichzeitig Obertöne erzeugt. Langsam stellt sich eine gewisse Harmonie wieder ein.

Dabei kommt mir in den Sinn, wie ich mit zwanzig Jahren lange zögerte, ob ich eine Ausbildung am Konservatorium beginnen sollte oder Theologie studieren. Damals übte ich sicher gut drei Stunden am Tag. Einmal riet mir mein Lehrer, mich

neben dem Unterricht bei ihm für einen Wochenkurs anzumelden bei einem Gitarristen aus Kuba, Victor Pellegrini, der für eine Monat nach Bern kam. Freudig war ich bereit dazu, denn nichts schien mir damals wichtiger im Leben. Von da an bereitete ich intensiv drei nicht ganz einfache Gitarrenwerke vor, wie das für den Kurs vorgesehen war. Ich übte noch wesentlich mehr als die drei Stunden und war schließlich stolz eine gewisse Virtuosität erreicht zu haben.

Dann kam jener Montag morgen als wir uns in der Mahoganyhall in Bern trafen, die uns tagsüber als Kurslokal diente. Natürlich war ich aufgeregt, als ich dem Maestro aus Kuba mein erstes Stück vorspielen sollte und wählte das leichteste der drei aus, welches ich am besten beherrschte. Victor Pellegrini saß an einem kleinen Tisch, rauchte eine Zigarette – damals war das noch erlaubt in öffentlichen Gebäuden – und trank dazu einen Espresso.

Doch schon nachdem ich ein paar Takte gespielt hatte, sprang er auf und unterbrach mich eifrig gestikulierend und spanisch auf mich einredend, was mir mein Gitarrenlehrer erst übersetzen musste. Das sei ja schön und gut, was ich da geübt hätte, aber ob ich denn auch mitbekäme, was ich da auf den Saiten spiele, wo das Leben darin sei, wo die Musik sei und ob das Stück nicht vielleicht ein wenig zu schwierig für mich sei.

Zum Glück hat er mich nicht gleich ganz aufgegeben in dem Moment. Er ließ mich wieder anfangen, die gleichen zehn Takte. Und dann ließ er mich langsamer spielen – wieder die gleichen zehn Takte. Schließlich in Zeitlupe, bis ich jeden einzelnen Ton ganz bewusst mitbekam, das Leben darin spürte und von innen fühlte, wie der eine Ton im Bogen der Melodie bereits nach dem nächsten Ton rief. Ich ging an jenem

Tag nach Hause mit dem Auftrag weiter zu üben – nur diese zehn Takte und immer nur so schnell, dass ich innerlich ganz dabei sein könne.

Im Laufe dieser Woche wurden noch viele Espressos getrunken und Zigaretten geraucht – auch von mir. Am letzten Tag spielte ich dann einmal das ganze erste Stück vor und der Maestro aus Kuba blieb dabei sitzen. Die beiden anderen vorbereiteten Musikstücke hat er nie gehört und auch bei diesem ersten Werk merkte ich, wie mir hier und dort kleine Fehler passierten, wie ich die Töne manchmal nicht ganz genau traf, ihnen nicht die angemessene Lautstärke und Vitalität verlieh oder ihren natürlichen Platz im Bogen ein wenig verfehlte und dadurch den Atem der Melodie ein wenig ins Schwanken brachte.

Aber eben: Ich merkte es jetzt. Ganz bewusst bekam ich es mit und trotz dieser Fehler wurde ich in dem Moment innerlich von dem tiefen Gefühl getragen, Musik zu machen – oder besser gesagt, selber zu einem Teil der Musik zu werden. Das heißt für mich, ganz in diesen Bogen der Melodie einzutauchen und nicht einfach mechanisch die korrekten Töne aneinander zu reihen.

Wie ihr wisst, habe ich dann doch Theologie studiert. Doch wenn ich heute

Fortsetzung übernächste Seite



Jazz-Gitarrist Bernard Allison